

Linguistische Universalität und Relativität als Rechtfertigung und Problemquelle des Übersetzens

Eine Neuinterpretation der Beziehung zwischen Sprache, Denken und
Übersetzen

Vorgelegt von:
Ezra de Bruijne
3700143
Duitse Taal en Cultuur
3. Studienjahr
e.debruijne1@students.uu.nl

Wörterzahl: 10.195

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung	3
<u>Teil 1: Das Prinzip der linguistischen Relativität</u>	
2 Die Entwicklung der Forschung zur linguistischen Relativität	4
2.1 Von Humboldt: Sprache als Produkt und Schöpfer des Denkens	4
2.2 Sapir und Whorf: Sprache und Kultur als Schöpfer des Denkens	5
2.2.1 <i>Die klassische Auffassung zur Sprache</i>	5
2.2.2 <i>Die Sapir-Whorf-Hypothese</i>	5
2.3 Die Sapir-Whorf-Hypothese: Kritik und Nuancierungen	7
2.3.1 <i>Brown und Lenneberg: Sprachliche Unterschiede liegen nicht unbedingt kognitiven Unterschieden zugrunde</i>	7
2.3.2 <i>Berlin und Kay: Indizien für sprachliche Universalität</i>	8
2.4 Boroditsky: ein neuer Relativismus	9
3 Eigene Standortbestimmung	11
3.1 Sprache und Denken stehen in enger Beziehung zu einander	11
3.2 Ein universales ‚übergreifendes‘ Denken	12
3.3 Sprachrelativismus und Übersetzen	13
<u>Teil 2: Die Beziehungen zwischen linguistischer Relativität und der Übersetzungsproblematik</u>	
4 Die verschiedenen Arten von sprachlichen Übersetzungsproblemen	14
4.1 Die sprachliche Top-Down-Struktur	14
4.2 Nicht-Äquivalenz	14
4.2.1 <i>Nicht-Äquivalenz von Wörtern</i>	14
4.2.2 <i>Nicht-Äquivalenz von Wortgruppen</i>	16
4.2.3 <i>Grammatische Nicht-Äquivalenz</i>	17
5 Die Rolle des Sprachrelativismus beim Übersetzen	18
5.1 Das ‚übergreifende Denken‘ und dessen Rolle beim Übersetzen	18
5.2 Die Rolle der linguistischen Relativität in der Übersetzungsproblematik	21
6 Schlussfolgerung	24
Bibliographie	26

1 Einleitung

In dieser Arbeit wird die Beziehung zwischen Sprache, Denken und Übersetzen untersucht. Die Arbeit besteht aus zwei Teilen; im ersten Teil wird die Beziehung zwischen Sprache und Denken erklärt, im zweiten Teil werden die Einflüsse dieser Beziehung auf das Übersetzen und dessen Problematik besprochen. Dabei kann die folgende Frage als Hauptfrage gesehen werden: *„Inwieweit beeinflusst die linguistische Relativität beziehungsweise Universalität das Übersetzen?“*

Zuerst wird die Entwicklung der Forschung zur linguistischen Relativität beschrieben. Die Forscher, die eine wichtige Rolle in der Debatte um die linguistische Relativität spielen oder gespielt haben werden vorgestellt, und ihre wichtigsten Untersuchungen und deren Ergebnisse werden dargestellt. Auf Basis von diesen Unterlagen kann man sich ein Bild der unterschiedlichen Ideen hinsichtlich dieses Themas machen. Auf dieser Basis werde ich auch meinen eigenen Standort bestimmen. Anhand vorliegender Untersuchungen werde ich eine neue Theorie zur linguistischen Relativität formulieren. Diese Theorie geht von sowohl linguistischer Relativität als auch Universalität aus, und bildet die Basis für den zweiten Teil dieser Arbeit. Sie äußert sich am Ende des ersten Teils in einer Hypothese, die die Beziehung zwischen Sprache, Denken und Übersetzen darstellen soll. Diese Hypothese wird im zweiten Teil geprüft.

Der zweite Teil, der die Beziehung zwischen der neuen linguistischen Relativitätstheorie und dem Übersetzen erklären soll, fängt mit der Beschreibung der verschiedenen Arten von sprachlichen Übersetzungsproblemen an. Danach wird die vorher formulierte Theorie zur linguistischen Relativität beziehungsweise Universalität näher erklärt und untermauert. Nach dieser Erklärung kann deren Bedeutung für das Übersetzen erläutert werden. Im letzten Kapitel wird anhand der vorher beschriebenen Arten von Übersetzungsproblemen der Einfluss der linguistischen Relativität auf die Übersetzungsproblematik beschrieben, und kann die Hypothese verifiziert oder falsifiziert werden. Zum Schluss wird die Schlussfolgerung gezogen.

Teil 1 – Das Prinzip der linguistischen Relativität

2 Die Entwicklung der Forschung zur linguistischen Relativität

2.1 Von Humboldt: Sprache als Produkt und Schöpfer des Denkens

Die Sprache ist eine der kennzeichnendsten Eigenschaften des Menschen. Obwohl auch die meisten Tiere eine Art Sprache anwenden können, ist keine dieser ‚Tiersprachen‘ mit der des Menschen zu vergleichen. Die menschliche Sprache ist komplex und sogar unbegrenzt. Sie ist nicht nur, wie bei den Tieren, ein Mittel zur Kommunikation, aber sie ist auch ein Schöpfer des Denkens. Diese letzte Idee ist eine relativ junge Idee, die sich aus den Forschungen der letzten zwei Jahrhunderten ergeben hat. Mittlerweile ist die Idee der ‚linguistischen Relativität‘ allgemein anerkannt. Aber man streitet noch darüber, in welchem Maße diese Relativität besteht.

Das Interesse an Sprache und Verschiedenheit der Sprache besteht schon seit langem. Die alten Griechen haben sich schon mit diesen Themen beschäftigt, und später entwickelten sich auch in Westeuropa Theorien. Die ersten Theorien, die den heutigen einigermaßen nahe kommen, entstanden im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert in England (u.A. Locke), Frankreich (u.A. Diderot), und Deutschland (u.A. Herder) (Lucy 1997: 293). Der erste, der Sprache und Denken eindeutig verknüpfte, und deswegen gesehen werden kann als Gründer der späteren Theorien, die sich auf Sprachrelativismus beziehen, ist der deutsche Politiker und Forscher Wilhelm von Humboldt (1769-1859). Er geht noch nicht so weit, dass er das Konzept der linguistischen Relativität offenbart, aber er zeigt schon, dass zwischen der Sprache und dem Denken eine untrennbare Beziehung besteht, die nicht zu verneinen ist. Laut Von Humboldt sind die Sprache und der Geist Organismen, die, in Wechselwirkung stehend, einander bilden und aufrechterhalten (Evans 1967:512).

Nach seiner politischen Karriere, die ihn enttäuschte, richtete Von Humboldt sich auf dasjenige, das sein eigentlicher Wunsch war: ‚den Geist der Menschheit zu ergründen.‘ Diese Aufgabe machte er sich zum Ziel, und das resultierte in tiefgehende und innovative Sprachtheorien. Von Humboldt vergleicht die Elemente einer Sprache mit den Elementen eines lebendigen Organismus. Die Sprache ist also, gleich wie der Mensch, ein Organismus. Und wie mehrere Organismen ein Volk bilden können, so bildet die Sprache eines Volkes dessen gesamte geistige Energie. Die Sprache vertritt also den Geist des Sprechers, und, auf gleiche Art und Weise, aber auf einem höheren Niveau, vertritt die Sprache eines Volkes den Geist dieses Volkes. Sprache und Geist sind untrennbar. Die Fähigkeit zur Sprache ist eine der menschlichen Kernstrukturen. Am Anfang des Lebens ist sie schon da, obwohl noch nicht aufgereift, und sie entwickelt sich gleichzeitig mit dem Geist des Menschen. Man könnte sogar sagen, dass die Sprache selbst ein geistiges Wesen sei. Es ist nicht nur so, dass Sprache und Geist untrennbar sind und sich auf gleiche Art und Weise entwickeln. Von Humboldt betont, dass der Geist sich in der Sprache offenbart. An dieser Stelle angekommen, können wir verstehen warum die Sprache den Geist des Sprechers und auch den Geist des gesamten Volkes vertritt. Der Geist ist eine unsichtbare, körperlose Entität. In der Form der Sprache bekommt er jedoch einen ‚Körper‘. Geist und Sprache sind eine Art ‚Zweifaltigkeit‘, und der Geist offenbart sich in der Sprache. Wenn die Sprache eines Volkes dessen Geist also offenbart, kann man mit genauso viel Recht sagen, dass die Sprache den Geist des Volkes vertritt. Die Sprache ist jedoch nicht nur ein Vertreter des Geistes ohne weitere Funktion, aber ist selbst auch Schöpferin des Geistes, gleich wie der Geist Schöpfer der Sprache ist. Zwischen dem Geist und der Sprache besteht eine kontinuierliche Wechselwirkung. Einerseits ist der Mensch der Schöpfer der Sprache, weil sie in ihm geboren wird.

Andererseits ist die Sprache auch der Schöpfer des Geistes, weil sie den Geist wachsen lässt. Durch die Sprache wirkt der Geist auf sich selbst zurück, und so kann er sich weiterbilden. In beiden sind die gleichen schaffenden Urkräfte wirksam. Obwohl die Sprache das Produkt des Geistes ist, ist sie gleichzeitig auch seine Schöpferin (Evans 1967: 514).

2.2 Sapir und Whorf: Sprache und Kultur als Schöpfer des Denkens

Erst mehr als ein Jahrhundert später wurde die Idee der linguistischen Relativität auch wirklich geboren. Ihre Gründer waren die amerikanischen Sprachforscher Edward Sapir (1884-1939) und Benjamin Lee Whorf (1897-1941). Obwohl sie die Theorien Humboldts zum Teil übernahmen und weiterführten, kritisierten sie auch einige seiner Ideen, vor allem das hierarchische Ranking von Sprachen und Kulturen. Laut Humboldt war die eine Sprache besser als die andere, und war also auch der eine Geist besser als der andere. Sapir und Whorf wiesen diese Idee ab, und betonten die Gleichwertigkeit aller Sprachen und Kulturen (Lucy 1997: 294). Ihre Forschungen ergaben viel neues Material, weil sie zu den ersten gehörten, die sehr verschiedene Sprachen empirisch untersuchten. Die neuen Theorien von Sapir und Whorf bildeten die ‚linguistische Relativitätshypothese‘, auch bekannt als die ‚Sapir-Whorf-Hypothese‘. Der Kern dieser Hypothese ist, dass die spezifische Sprache die man spricht, die Weise auf die man über die Wirklichkeit denkt, beeinflusst. Die starke Version dieser Hypothese, die Sapir und Whorf entwickelten, behauptet sogar, dass die Sprache das Denken bestimmt. Die Hypothese unterscheidet sich klar von der Theorie Humboldts, in der die Sprache und das Denken gleich sind. Laut Humboldt schöpfen die Sprache und der Geist einander, und ist die Sprache die Offenbarung des Geistes. Laut Sapir und Whorf ist die Sprache jedoch der Schöpfer des Denkens; ohne Sprache besteht kein Denken. Der ‚Geist‘ (vielleicht ist ‚Geist‘ nicht das richtige Wort, aber in dieser Arbeit kann es ab hier als Synonym für ‚Denken‘ gesehen werden) wird von der Sprache gebildet und nicht umgekehrt. Damit sind Sprache und Geist nicht mehr gleichwertig, und sicherlich keine Einheit mehr.

2.2.1 Die klassische Auffassung zur Sprache

Die Ideen Sapirs und Whorfs können fast revolutionär genannt werden; sie sorgten dafür, dass ein jahrhundertealtes Paradigma verschoben wurde. Das damalige Paradigma, die ‚klassische Auffassung zur Sprache‘, ging davon aus, dass Denken eine universale Sache war. Alle Menschen denken also auf gleiche Art und Weise und nehmen dieselben Konzepte wahr. Der einzige Unterschied besteht darin, dass Menschen diese Konzepte unterschiedlich kodieren. Verschiedene Völker haben verschiedene Codes, und der Code ist die Sprache. Ein ‚Baum‘ zum Beispiel, wird in England ‚Tree‘, und in Indonesien ‚Pohon‘ genannt. Diese drei Wörter sind Glieder drei verschiedener Codes, die nur zufälligerweise unterschiedlich sind. Aber das Konzept ‚Baum‘ ist universal, und sowohl im Deutschen als auch in Englischen und Indonesischen besteht dieses objektive Konzept. Sprachen sind das Inventar dieser Konzepte, das Inventar der Realität, und dieses Inventar ist immer dasselbe. Nur die Codierung des Inventars ist unterschiedlich (Brown, Lenneberg 1954:454).

2.2.2 Die Sapir-Whorf-Hypothese

Die klassische Auffassung zur Sprache blieb bis ins zwanzigste Jahrhundert unumstritten. Obwohl Von Humboldt schon die Beziehung zwischen Sprache und Denken gezeigt hatte, hatte er dem eventuellen Existieren verschiedener Weltanschauungen keine Beachtung geschenkt. Stattdessen sah er die verschiedenen Sprachen als ein Hinweis dafür, dass das eine Volk sich weiter entwickelt hatte als das andere. Sapir und Whorf waren die ersten, die sich deutlich von der klassischen Auffassung distanzieren. Sapir betont, dass Sprache zunächst ein kulturelles oder soziales Produkt ist, und auch so verstanden werden muss (Sapir 1929:209).

Laut Sapir ist Sprache also nicht mehr das feststehende Produkt einer objektiven Konzeptenwelt. Im Gegenteil, die Form einer Sprache ist vor allem von biologischen und psychologischen Faktoren abhängig. Sapir plädiert denn auch dafür, dass Sprachforscher weiter als die verordneten Rahmenvorschriften denken und auch den anthropologischen, soziologischen und psychologischen Problemen, die im linguistischen Forschungsfeld eine Rolle spielen, Rechnung tragen. Wenn sie dem Gehör schenken, kann ihre Forschung sehr viel für die Interpretation des menschlichen Verhalten bedeuten. Die Sprache sagt also etwas über die Kultur, oder ‚den Geist‘ eines Volkes hinaus, und insoweit kommen die Ideen Sapirs und Von Humboldts überein. Aber Sapir geht weiter und lehnt die klassische Auffassung und die Idee der objektiven Konzepte ab. Wenn man zum Beispiel ein Gedicht verstehen will, ist es nicht ausreichend alle Bedeutungen der einzelnen Wörter dieses Gedichtes zu verstehen. Man muss auch das Gedankengut, das im gesamten Gedicht entfaltet wird, verstehen. Dieses Gedankengut ist einerseits ein Produkt der Kultur, und andererseits ein Produkt der Sprache. Denn die Sprache bestimmt in großem Maß, wie wir sehen, hören, und erfahren; die sprachlichen Gewohnheiten einer Gesellschaft bestimmen durchgängig, welche Interpretationswahlen sie macht.

Sapir hat einige Sprachen untersucht, die stark von den europäischen Sprachen abweichen, wie die Nootka-Sprache, die auf Vancouver Island gesprochen wurde. Diese Sprache besteht aus europäischer Sicht nur aus Verben, weil alle Wörter flektiert werden können, auch Wörter, die in europäischen Sprachen normalerweise ein Substantiv sind. Das Nootka Wort für ‚Haus‘ zum Beispiel kann man schwierig ins Deutsche übersetzen, weil es ein Verb zu sein scheint. Die Übersetzung ‚es passiert ein Haus‘ wäre vielleicht die beste Möglichkeit. Durch die Flexion des Suffixes kann aber die temporale Bedeutung verändert werden, so dass auch ‚es passierte ein Haus‘ oder ‚es wird ein Haus passieren‘ richtige Übersetzungen sein könnten. Dieses Beispiel zeigt, dass Wortklassen subjektiv sind, und dass der Unterschied zwischen dem Verb und dem Substantiv, den in Europa als selbstverständlich gesehen wird, in manchen anderen Sprachen gar nicht besteht. Die Wortklassen beeinflussen das Denken über die Konzepte, die von diesen Wortklassen umfasst werden. Und wenn diese Wortklassen unterschiedlich sind in verschiedenen Sprachen, ist das Denken der Sprecher dieser Sprachen offensichtlich auch unterschiedlich.

Benjamin Lee Whorf, ein Lehrling Sapirs, war zum Großteil mit seinem Lehrer einverstanden. Ihre Ideen bilden zusammen die ‚Sapir-Whorf-Hypothese‘. Whorf betont besonders, dass das Denken der Menschheit eigentlich ein Teil ihrer Sprache ist:

„It was found that the background linguistic system (in other words, the grammar) of each language is not merely a reproducing instrument for voicing ideas but rather is itself the shaper of ideas, the program and guide for the individual’s mental activity, for his analysis of impressions, for his synthesis of his mental stock in trade. Formulation of ideas is not an independent process, strictly rational in the old sense, but is part of a particular grammar, and differs, from slightly to greatly, from different grammars. We dissect nature along lines laid down by our native languages.“ (Whorf 1940: 231)

Laut Whorf ist das Denken also vor allem ein Produkt der Sprache, statt umgekehrt. Der Mensch nimmt die Realität wahr, und teilt sie auf eine bestimmte Weise in Konzepte ein. Das macht er auf die Weise, weil er Mitglied einer Vereinbarung die es so organisiert ist, nämlich die Vereinbarung seiner Gesellschaft, deren Code die Sprache ist. Diese Vereinbarung ist implizit, aber obligatorisch; ohne sie wären wir nicht in der Lage zu sprechen.

Whorf geht hiermit sogar noch weiter als sein Lehrer Sapir; in dieser Aussage offenbart sich die starke Version der Sapir-Whorf Hypothese.

Hieraus kann nur gefolgert werden, dass kein Mensch die Realität objektiv beobachten kann. Jeder wird von seiner Sprache beeinflusst. Es besteht kein Mensch, der die Natur unparteiisch beschreiben kann. Eine neue Art Relativität hat sich entdecken lassen, die darin besteht, dass alle Menschen, abhängig von der Sprache die sie Sprechen, die Realität auf eine unterschiedliche Weise betrachten. Objektivität und Universalität bestehen nicht; die Sprache macht alles relativ. Die Idee der linguistischen Relativität ist geboren worden. Die Sapir-Whorf-Hypothese könnte auf folgende Weise zusammengefasst werden: sie geht von dem aus, dass die Realität in verschiedenen Sprachgemeinschaften unterschiedlich erfahren wird, und zum anderen, dass die Sprache die Ursache dieser psychologischen Unterschiede ist (Brown, Lenneberg 1954:454).

2.3 Die Sapir-Whorf-Hypothese: Kritik und Nuancierungen

Die Sapir-Whorf Hypothese fand zunächst viel Beifall, und war in den sechziger Jahren schon weitverbreitet. Der Sprachrelativismus war ein neues Konzept, das schon bald Eingang in die Sprachwissenschaft fand, und als plausibel anerkannt wurde. Jedoch fehlte es der neuen Theorie noch an empirischem Beweismaterial (Lucy 1996: 294), so dass die Diskussion alles andere als abgeschlossen war.

2.3.1 Brown und Lenneberg: Sprachliche Unterschiede liegen nicht unbedingt kognitiven Unterschieden zugrunde

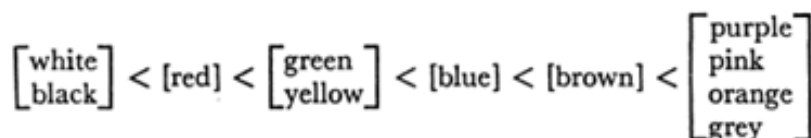
Eine erste kritische Reaktion kam von Roger Brown (1925-1997) und Eric Lenneberg (1921-1975), die die Sapir-Whorf-Hypothese nicht ablehnten, sondern eher nuancierten. Brown und Lenneberg behaupten, dass Whorfs wichtigste Schlussfolgerung, nämlich dass die Sprache bestimmt wie man die Realität wahrnimmt, nicht genügend untermauert worden ist. Die Tatsache, dass es sprachliche Unterschiede gibt, bedeutet nämlich nicht direkt, dass diese sprachlichen Unterschiede zu verschiedenen Weltauffassungen führen (Brown, Lenneberg 1954: 455). Sapir und Whorf haben Sprachen sehr unterschiedlicher Struktur untersucht, und die Unterschiede nachgewiesen. Daraus kann jedoch nicht gefolgert werden, dass die sprachlichen Unterschiede die eventuellen psychologischen Unterschiede verursachen. Um das zu behaupten, braucht man zusätzliches Material. Brown und Lenneberg liefern das Beispiel der Eskimos, die drei verschiedene Wörter für ‚Schnee‘ haben, während man im Englischen nur ein Wort hat um diese drei Arten von Schnee zu beschreiben. In diesem Fall ist der sprachliche Unterschied klar, aber was kann man daraus aus psychologischer Sicht folgern? Nichts, so Brown und Lenneberg. Obwohl die Sprecher des Englischen die drei verschiedene Arten von Schnee in ihrer Sprache nicht benennen, kann man überhaupt nicht ausschließen, dass sie die Unterschiede trotzdem wahrnehmen und erkennen können. Aus diesem sprachlichen Unterschied kann man also nicht folgern, dass die Eskimos und die Engländer die Realität unterschiedlich wahrnehmen. Auf ähnliche Weise erklären Brown und Lenneberg das Beispiel der Nootka-Sprache. Die Tatsache, dass es in dieser Sprache, und auch in der Hopi-Sprache, keine Nomina gibt, ist kein Grund dafür, zu behaupten, dass die Sprecher der Nootka- oder Hopi-Sprache anders über Objekte denken. Sapir und Whorf haben nicht gezeigt, dass eine Beziehung besteht zwischen den sprachlichen und den kognitiven Unterschieden, und habe ihre Annahmen also nicht durch Beweise erhärtet.

Brown und Lenneberg führten ein Experiment durch, um zu untersuchen, ob tatsächlich eine Beziehung zwischen Sprache und Denken bestehe (Brown, Lenneberg 1954: 457-461). Einigen Sprechern unterschiedlicher Muttersprachen wurden verschiedene Reihen Farben präsentiert. Das Ergebnis war, dass die Teilnehmer, die für eine bestimmte Farbe kein Wort hatten, sich die Reihen, die diese Farbe enthielten, nicht so gut erinnern konnten als die Teilnehmer, die diese Farbe schon im Lexikon ihrer Sprache hatten.

Jeder Teilnehmer sah den Unterschied zwischen den Farben, aber nicht jeder konnte sich die Farben gleich gut erinnern, abhängig von ihrer Sprache. Brown und Lenneberg zeigten hier, dass eine Korrelation zwischen Wortschatz und Erinnerung besteht, was suggeriert, dass auch eine Beziehung zwischen Sprache und Denken besteht. Wie stark diese Beziehung ist, und in welche Richtung sie geht (Sprache → Denken, Denken → Sprache, oder Sprache ↔ Denken), kann aber nicht bestimmt werden. Mit diesem Experiment unterstützen Brown und Lenneberg den ersten Teil der Sapir-Whorf-Hypothese, nämlich dass die Realität in verschiedenen Sprachgemeinschaften unterschiedlich erfahren wird. Über den zweiten Teil der Hypothese, nämlich dass die Sprache die Ursache der psychologischen Unterschiede ist, können sie keinen Aufschluss geben (Brown, Lenneberg 1954: 461).

2.3.2 Berlin und Kay: Indizien für sprachliche Universalität

Paul Kay (1934-) und Brent Berlin (1936-) vertraten eine kritischere Auffassung zur Sapir-Whorf-Hypothese. Die starke Variante dieser Hypothese war mittlerweile zum wissenschaftlichen Ausgangspunkt geworden, aber unter anderem die Erkenntnisse von Berlin und Kay würden das verändern. Nach dem Prinzip der Sapir-Whorf-Hypothese ist es unmöglich, dass semantische Universalien gefunden werden, weil alle einzelnen Sprachen in einer relativen und beliebigen Beziehung zu einander stehen. Das meist angeführte Argument dafür, ist die angebliche semantische Beliebigkeit des Farbenlexikons. Scheinbar kodiert und kategorisiert jede einzelne Sprache die Farben auf ihre eigene, beliebige Weise, was bedeutet, dass Beziehungen zwischen unterschiedlichen Sprachen lauter relativ sind. Berlin und Kay argumentieren, dass dieses Statement übertrieben ist, und erläutern das mittels eines neuen Farbenexperiments (Berlin, Kay 1969: 1-14). Das Experiment verlief wie folgt: eine Sammlung von 329 Farben wurde verschiedenen Partizipanten präsentiert. Die Partizipanten wurde erstens gefragt, welche Basiswörter für Farben ihre Sprache enthalte, und zweitens, was der zentrale Punkt und was der äußerste Peripherie jedes Basiswortes sei. Mithilfe der Farbensammlung konnten sie das andeuten. Das Ergebnis zeigt, dass semantische Universalien sehr wohl bestehen; es besteht nämlich eine universale ‚Farbenhierarchie‘. Die Farben, die im Deutschen mit ‚schwarz‘ und ‚weiß‘ bezeichnet werden, stehen oben in dieser Hierarchie. Das heißt, dass jede Sprache ein Basiswort für diese zwei Farben kennt. Manche Sprachen benennen nur diese zwei Farben, und manche Sprachen benennen mehrere Farben, aber ‚Schwarz‘ und ‚Weiß‘ werden immer benannt. Die nächste Farbe in der Hierarchie ist ‚Rot‘. Es kann nicht so sein, dass eine Sprache nur für diese Farbe ein Basiswort kennt. Wenn eine Sprache ‚Rot‘ benennt, benennt sie jedenfalls auch ‚Schwarz‘ und ‚Weiß‘. Die nächsten zwei Farben in der Hierarchie sind ‚Grün‘ und ‚Gelb‘. Die Sprachen, die diese zwei Farben als Basiswort haben, haben also auf jeden Fall auch ‚Schwarz‘, ‚Weiß‘ und ‚Rot‘ als Basiswort. In der unterstehenden Figur ist die ganze Farbenhierarchie zu sehen (Berlin, Kay 1969: 4).



Dieses Prinzip gilt für alle zwanzig Sprachen (verschiedener Sprachfamilien), die Berlin und Kay in ihrem Experiment involviert haben. Deshalb ist es plausibel, dass das Prinzip universal ist. Obwohl Berlin und Kay die Idee des Sprachrelativismus nicht widerlegen konnten, reduzierten sie die Glaubwürdigkeit der starken Version dieser Idee in großem Maße.

Die Sapir-Whorf-Hypothese, die einige Zeit sehr beliebt gewesen war, hatte ihre Salonfähigkeit verloren. Erst nach Dutzenden Jahren wurde der Sprachrelativismus wieder populär.

2.4 Boroditsky: ein neuer Relativismus

Die Sapir-Whorf-Hypothese wurde im Lauf der Zeit wegen einer lückenhaften Forschungsmethode abgelehnt. Forscher wie Berlin und Kay schienen gründlich mit Sapir, Whorf und ihre Anhänger abgerechnet zu haben. Lera Boroditsky (1976-) zeigt anhand mehrerer Beispiele jedoch, dass die Idee der Sprachrelativismus doch Existenzberechtigung hat. Sie untersucht, ob sprachliche Unterschiede auch kognitive Konsequenzen haben, und kann nur folgern, dass das der Fall ist. Die Verteidiger des Sprachrelativismus –mit Boroditsky voran– schöpfen einen neuen Relativismus, der Sprache und Denken ohne Zweifel miteinander verlinkt. Die Neuigkeit ist, dass dieser Relativismus in zwei Richtungen geht; statt des Whorfianischen Gedankens, dass die Sprache das Denken bestimmt, erörtert Boroditsky, dass Sprache und Denken einander beeinflussen; Sprache schöpft Denken, und umgekehrt (Boroditsky 2011: 65). Diese Idee zeigt Übereinstimmungen mit dem alten Humboldtischen Gedanken, was wiederum deutlich macht, dass Von Humboldt ein Vorläufer des modernen Sprachrelativismus war.

Mittels empirischer Untersuchungen beantwortet Boroditsky die Frage, auf welche Weise Sprache und Denken einander beeinflussen. Erstens haben Menschen, abhängig von ihrer sprachlichen Kategorisierung der Farbenwelt, unterschiedliche Fähigkeiten in Bezug auf das Unterscheiden von Farben (Boroditsky 2010). Gehirnmessungen haben gezeigt, dass Menschen, die kein Basiswort für eine bestimmte Farbe haben, diese Farbe nicht so schnell erkennen können als Menschen, die diese Farbe in ihrer Sprache benennen (Boroditsky 2010). Zweitens weisen scheinbar kleine sprachliche Unterschiede, wie das Verwenden von kardinalen Richtungen (Nord, Ost, Süd, West) statt ‚links‘ und ‚rechts‘, relativ große kognitive Unterschiede auf (Boroditsky 2011: 64). Sprecher solcher Sprachen, die im alltäglichen Sprachgebrauch diese kardinalen Richtungen verwenden, können sich viel besser orientieren als Sprecher die nur ‚links‘ und ‚rechts‘ verwenden. Dieser Unterschied ist ziemlich groß, obwohl es sich sprachlich nur um einige Wörter handelt. Drittens bestehen auch Sprachen ohne Zahlwörter; die vielleicht auf der Hand liegende Konsequenz davon ist, dass die Sprecher dieser Sprachen nicht zählen können (Boroditsky 2010). Demzufolge sind sie auch nicht in der Lage, Mathematik zu treiben.

Das nächste Beispiel geht um die Geschlechter der Nomina einer Sprache. In manchen Sprachen, wie das Deutsche, hat jedes Nomen ein klares Geschlecht. In anderen Sprachen, wie im Niederländischen, sind diese Geschlechtsunterschiede weniger deutlich, und in manchen Sprachen bestehen sie sogar nicht. Anhand des Konzepts ‚Tod‘ untersucht Boroditsky, inwieweit das Geschlecht eines Nomens Einfluss auf die Personifikation des Konzepts, das dieser Nomen beschreibt, hat (Boroditsky, Segel 2011). Wenn es hier einen Einfluss gibt, wird nachgewiesen dass das Geschlecht auch die kognitive Perzeption beeinflusst. Die empirische Untersuchung zeigt, dass der Einfluss der sprachlichen Geschlechter deutlich anwesend ist; die Deutschen verkörpern den Tod normalerweise als einen Mann; die Russen hingegen als eine Frau, weil ‚Tod‘ im Russischen feminin ist. Auch in den anderen Sprachen ist die Verkörperung des Todes meistens vom Geschlecht des Nomens abhängig, wie die unterstehende Tabelle zeigt (Boroditsky, Segel 2011).

	Grammatical gender	
	Feminine	Masculine
Personified as female	454	94
Personified as male	74	143

Zum Schluss zeigt Boroditsky, dass die Sprache bestimmen kann, wie man andere Menschen betrachtet und beurteilt. Sie testete zum Beispiel bilinguale Sprecher des Arabischen und des Hebräischen in diesen beiden Sprachen auf ihre Perzeption hinsichtlich Juden. Die Teilnehmer dieses Tests waren positiver über Juden, wenn sie im Hebräischen getestet wurden, als wenn sie im Arabischen getestet wurden (Boroditsky 2011: 65).

Alles in allem liefert Boroditsky wichtiges empirisches Material, das für die Idee des Sprachrelativismus plädiert. Die einst verstoßene Hypothese des Sprachrelativismus, deren starke Version Sapir und Whorf vertraten, wird in ihrer neuen Erscheinung wieder gut empfangen, und obwohl die Debatte noch immer nicht abgeschlossen ist, und es noch immer Andersdenkende gibt, sind die meisten Forscher heutzutage darüber einverstanden, dass Sprache und Denken nicht voneinander zu trennen sind.

3 Eigene Standortbestimmung

Das vorhergehende Kapitel hat einen Überblick über die Entwicklung der Forschung zur linguistischen Relativität verschafft. Obwohl ich nicht alle Untersuchungen und Argumente zu diesem Thema genannt habe, sind die wichtigsten Strömungen und deren Vertreter erwähnt worden. Die widersprüchlichen Auffassungen und wechselnden Paradigmen sind ein Hinweis dafür, dass Sprachrelativismus ein heikles Thema ist, dessen Forschungsmaterial zu mehreren Faziten führen kann. Auf Basis der im vorhergehenden Kapitel genannten Argumente, möchte ich in diesem Kapitel meine eigene Auffassung zum Sprachrelativismus erläutern. Diese neue Auffassung soll einerseits einen Beitrag zur aktuellen Debatte um die linguistische Relativität leisten, und andererseits eine Basis für die Fortsetzung dieser Arbeit bilden. Diese Basis wird mittels einer Hypothese formuliert, die am Ende dieser Arbeit verifiziert oder falsifiziert werden kann.

3.1 Sprache und Denken stehen in enger Beziehung zu einander

Wer heutzutage noch behauptet, dass Sprache und Denken in keinerlei Beziehung zu einander stehen, hat das empirische Beweismaterial nicht gut beobachtet. Sprache und Denken sind untrennbar; das ist eine Tatsache, die im neunzehnten Jahrhundert schon von Wilhelm von Humboldt bemerkt wurde. Die heutige Gehirnforschung hat sogar gezeigt, dass die Sprache eine Funktion des Gehirns ist; die Gehirnforscher könnten also behaupten, dass die Sprache vom Denken bestimmt wird, denn das Gehirn und das Denken sind wie Synonyme. Der niederländische Gehirnforscher Dick Swaab (1944-) würde sogar behaupten, dass sowohl die Sprache, als auch der ‚Geist‘ vom Gehirn bestimmt werden. Laut Swaab besteht der menschliche Geist, der für Von Humboldt noch so wichtig war, nicht, und ist der Mensch wörtlich sein Gehirn. Sprache und Denken seien also beide lauter Produkte des Gehirns, die auch beide bei der Entwicklung des Gehirns notwendig seien. In dieser Hinsicht ist die Frage ob Sprache und Denken miteinander zu tun haben beantwortet; die Frage bleibt aber noch, inwieweit und auf welche Weise Sprache und Denken einander beeinflussen.

Auch die Entwicklung eines Menschen zeigt, dass Sprache und Denken Hand in Hand gehen. Ein Säugling, der noch nicht sprechen kann, kann auch noch nicht denken wie ein Erwachsener. Wenn er aufwächst, entwickelt sich seine Denkfähigkeit gleichzeitig mit seiner Sprachfähigkeit. Das ist kein Zufall; ein Kind braucht Wörter um seine Gedanken zu erweitern, und er braucht Gedanken, um neue Wörter zu lernen. Sprache und Denken brauchen einander in ihrer Entwicklung. Das erklärt auch, warum Tiere, die im Vergleich zur menschlichen Sprache ein beschränktes Sprachsystem kennen, im Vergleich zum Menschen auch ein beschränktes Denkvermögen haben (obwohl das schwierig zu verifizieren ist), und warum Menschen, die isoliert aufgewachsen sind und deswegen keine Sprache sprechen, sich ‚tierisch‘ benehmen können. Meiner Ansicht nach hatte Von Humboldt also vollkommen recht, als er behauptete, dass der ‚Geist‘ der Schöpfer der Sprache ist, und die Sprache gleichzeitig auch der Schöpfer des ‚Geistes‘. Boroditsky sagt etwas Ähnliches (Boroditsky 2010: 65). Außerdem liefert sie überzeugendes empirisches Material, das beweist, dass die Idee der linguistischen Relativität keine veraltete Idee ist: Sprecher einer Sprache die kein ‚links‘ oder ‚rechts‘ verwenden, sondern nur die kardinalen Richtungen, können sich besser orientieren als Sprecher einer Sprache, die schon ‚links‘ und ‚rechts‘ verwenden, und das Geschlecht der Nomina bestimmt, wie man Konzepte personifiziert. Diesen kognitiven Aspekten liegt deutlich die Sprache zugrunde. Mein erstes Fazit ist demzufolge, dass Sprache und Denken in enger Beziehung zu einander stehen. Sie beeinflussen einander gegenseitig, was bedeutet, dass die linguistische Relativität Realität ist. Aber damit sind noch nicht alle Fragen beantwortet worden. Berlin und Kay haben nämlich gezeigt, dass es auch sprachliche Universalien gibt. Woher kommen diese Universalien?

Welche Bedeutung haben sie für die Idee der linguistischen Relativität? Könnte es so sein, dass es sowohl linguistische Relativität als auch linguistische Universalität gibt? Die erforschten Daten indizieren es.

3.2 Ein universales ‚übergreifendes‘ Denken

Es ist schon gezeigt worden, dass Sprache und Denken einander beeinflussen. Und weil es verschiedene Sprachen gibt, können Gedanken auch auf verschiedene Weisen beeinflusst werden. Deswegen entstehen kognitive Unterschiede zwischen Sprechern verschiedener Sprachen. Es ist aber auch gezeigt worden, dass es sprachliche Universalien gibt. Das scheint ein Paradox zu sein, und der Gegensatz ist tatsächlich nur scheinbar. Sprachliche Relativität und Universalität können sehr wohl zusammengehen. Meines Erachtens liegt das Problem darin, dass der Begriff ‚Denken‘ zu oft nicht definiert wird. ‚Denken‘ ist ein sehr weitgehender Begriff, der aus vielen Aspekten besteht. Wenn wir ‚Denken‘ als Synonym für das Gehirn verwenden, ist das Denken der Schöpfer der Sprache, weil die Sprache eine Funktion des Gehirns ist. Meiner Meinung nach ist es aber besser, das Denken nicht als synonym für das Gehirn zu sehen, sondern auch als Funktion des Gehirns, so dass Sprache und Denken gleichwertig sind. Als nächster Schritt muss der Inhalt des Begriffs ‚Denken‘ genauer betrachtet werden. Denken besteht aus mehreren Aspekten, wie Fähigkeiten, Vorstellung und Emotionen. Die meisten dieser Aspekte sind nicht universal, aber die Möglichkeit besteht, dass es sehr wohl auch kognitive Universalien gibt.

Wahrscheinlich bestehen sowohl sprachliche Relativität (nämlich die Aspekte des Denkens, die nicht universal sind) als auch sprachliche Universalität (nämlich die Aspekte des Denkens, die universal sind). Meiner Ansicht nach besteht ein ‚übergreifendes Denken‘, das universal ist und weniger von der Sprache beeinflusst wird als die anderen Aspekte des Denkens. Dieses übergreifende Denken lässt sich in verschiedenen Funktionen aufteilen; wenn das übergreifende Denken sich entwickelt, führt das zu Nebenaspekten dieses Denkens, die man auch als Funktionen des Denkens sehen kann. Das Denken ist also eine Funktion des Gehirns, aber es hat selbst auch seine eigenen Funktionen. Eine wichtige Funktion des Denkens sind die Fähigkeiten. Fast alle menschlichen Fähigkeiten entstammen dem Denken. Vor allem in diesen Denkfähigkeiten äußern sich die sprachlichen Unterschiede. Andere Funktionen des übergreifenden Denkens sind zum Beispiel die Emotionen, Erinnerungen und Wirklichkeitsvorstellungen. Das übergreifende Denken selbst ist schwierig zu definieren; es ist die Weise, auf die man wirklich über die Realität denkt. Es ist das ‚tiefere Denken‘. Die Tatsache, dass man den Tod, abhängig vom Geschlecht des Nomens, als ein Mann oder als eine Frau verkörpert, bedeutet nicht unbedingt, dass man auch unterschiedlich über den Tod als reale Entität denkt. In diesem Fall ist nur nachgewiesen worden, dass die Sprache Einfluss auf die Vorstellung des Todes hat. Die Frage, ob die Sprache hier auch Einfluss auf andere Funktionen des Denkens hat, bleibt jedoch unbeantwortet. Die Emotionen bezüglich des Todes, wie Angst oder Traurigkeit, können für Sprecher verschiedener Sprachen noch ähnlich sein. Auch kann man auf ähnliche Weise über zum Beispiel die Bedeutung oder das Funktionieren des Todes denken. Das gleiche gilt für die bilingualen Sprecher des Arabischen und Hebräischen. Auch in diesem Fall hat die Sprache Einfluss auf die Vorstellung. Es handelt sich hier um eine Momentaufnahme der Vorstellung von Juden. Wie die Teilnehmer der Untersuchung im Allgemeinen über Juden denken, bleibt unbekannt. Außerdem ist dieses Beispiel sowieso zweifelhaft, da Sprecher derselben Sprache total gegensätzlich über Juden denken können. Offensichtlich bestimmt hier nicht so sehr die Sprache das Denken über Juden, als vielmehr die persönliche Auffassung. In den anderen Fällen, die Boroditsky anführt, beeinflusst die Sprache die Denkfähigkeiten.

Als erstes die Fähigkeit zur Unterscheidung von Farben, als zweites die Fähigkeit zur Orientierung, und als drittes die Fähigkeit zum Zählen. Tiefere Aspekte des Denkens, wie Emotionen und Überlegungen, werden aber nicht beeinflusst. Es scheint so zu sein, als ob die Sprache vor allem diese Fähigkeiten beeinflusst, und in geringerem Maße auch die Vorstellungen. Es ist aber noch überhaupt nicht nachgewiesen worden, dass die Sprache auch andere Aspekte des Denkens beeinflusst, und deshalb ist es meines Erachtens annehmlich, dass ein universales übergreifendes Denken besteht.

3.3 Sprachrelativismus und Übersetzen

Es ist gezeigt worden, dass Sprache und Denken in enger Beziehung zu einander stehen. Die Sprache beeinflusst bestimmte Aspekte des Denkens. Der Einfluss dieser Beziehung auf das Übersetzen ist bisher noch wenig untersucht worden, was auffallend ist, da sie hier einen großen Einfluss haben könnte: beim Übersetzen treffen zwei verschiedene Sprachen, und also auch zwei verschiedene Denkwelten, aufeinander. Wie im vorhergehenden Absatz besprochen worden ist, ist der Unterschied zwischen diesen zwei Denkwelten nicht unüberwindbar groß und bestehen auch Ähnlichkeiten. Diese Ähnlichkeiten sind größer, je nachdem die Sprachen einander ähneln. Trotzdem könnte die linguistische Relativität eine große Rolle beim Übersetzen spielen. Wie soll ein Übersetzer nämlich mit Fähigkeiten umgehen, die die Sprecher der Zielsprache nicht haben? Und wie soll ein Übersetzer die verschiedenen Wirklichkeitsvorstellungen in der Ausgangs- und Zielsprache vereinigen? Diese kognitiven Unterschiede könnten zu großen Übersetzungsproblemen führen. Mehr noch, wahrscheinlich haben alle sprachliche Übersetzungsprobleme mit kognitiven Unterschieden zu tun, weil diese Übersetzungsprobleme sich aus sprachlichen Unterschieden ergeben, und diese sprachliche Unterschiede kognitive Unterschiede verursachen. An der Stelle, wo es sprachliche Unterschiede gibt, gibt es also auch kognitive Unterschiede. Deswegen stelle ich die folgende Hypothese auf:

Allen sprachlichen Übersetzungsproblemen liegen kognitive Unterschiede zugrunde, insbesondere die unterschiedlichen Wirklichkeitsvorstellungen.

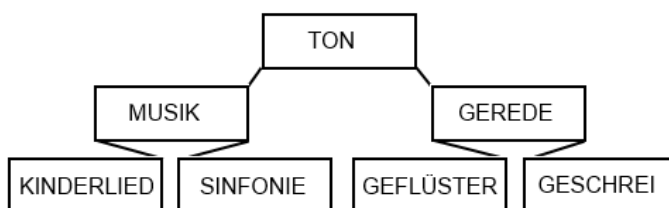
Die unterschiedlichen Vorstellungen erscheinen mir eher Probleme zu verursachen als die unterschiedlichen Fähigkeiten, weil solche Fähigkeiten vereinfacht werden können. Vorstellungen kann man aber nicht modifizieren, ohne die Bedeutung des Ausgangstextes anzupassen. In den folgenden Kapiteln wird der Einfluss der linguistischen Relativität auf das Übersetzen untersucht und wird die Hypothese verifiziert beziehungsweise falsifiziert.

Teil 2: Die Beziehungen zwischen linguistischer Relativität und der Übersetzungsproblematik

4 Die verschiedenen Arten von sprachlichen Übersetzungsproblemen

4.1 Die sprachliche Top-Down-Struktur

Jede Sprache besteht aus semantischen Feldern. Ein semantisches Feld enthält alle sprachlichen Elemente (Wörter, Ausdrücke usw.), die zu einem bestimmten Thema oder Konzept gehören. Diese Elemente bilden zusammen ein lexikalisches Set, weil sie zu demselben semantischen Bereich gehören. Ein semantisches Feld umfasst meistens mehrere Subfelder, die wiederum aus mehreren Subfeldern bestehen können (Baker 2011: 16). Semantische Felder haben nämlich eine Top-Down-Struktur; das heißt, dass die oberen Elemente eines semantischen Feldes eine übergreifende Funktion haben; die unteren Elemente sind detaillierter. Die unterstehende Figur zeigt das anhand des Beispiels des semantischen Feldes von ‚Ton‘.



Das übergreifende Konzept ‚Ton‘ enthält mehrere Subfelder, wie ‚Musik‘ oder ‚Gerede‘, die wiederum ihre eigene Subfelder enthalten. Die Subfelder werden aber immer detaillierter. Die meisten Unterschiede zwischen Sprachen bestehen in der unteren Region der semantischen Felder. In den meisten Fällen teilen die Sprachen ihre übergreifenden Konzepte, wie ‚Zeit‘, ‚Distanz‘, oder ‚Emotion‘. Entsprechungen für diese Konzepte kommen in fast allen – wenn nicht in allen – Sprachen vor. Je detaillierter ein semantisches Feld ist, desto größer die Chance, dass sich Unterschiede zwischen verschiedenen Sprachen aufweisen lassen (Baker 2011: 17). Diese semantischen Unterschiede ergeben sich meistens aus Faktoren, die kennzeichnend für eine Bestimmte Kultur oder Umwelt sind.

4.2 Nicht-Äquivalenz

Mit ‚sprachlichen Übersetzungsproblemen‘ werden in dieser Arbeit die Probleme gemeint, die sich aus der sprachlichen Nicht-Äquivalenz der Ausgangs- und Zielsprache ergeben. Die sprachlichen Übersetzungsprobleme entstehen also dort, wo die Ausgangs- und Zielsprache sich von einander unterscheiden in dem Sinne, dass die beiden Sprachen nicht äquivalent sind. Es ist eine logische Tatsache, dass zwei verschiedene Sprachen unterschiedlich sind, aber das führt nicht immer zu Übersetzungsproblemen. Erst wenn solch ein Unterschied zu Folge hat, dass in der Zielsprache keine Entsprechung gefunden wird, kann von einem Übersetzungsproblem gesprochen werden. Diese Nicht-Äquivalenz besteht auf verschiedenen Ebenen.

4.2.1 Nicht-Äquivalenz von Wörtern

Nicht-Äquivalenz von Wörtern bedeutet, dass ein bestimmtes Wort in der Ausgangssprache keine direkte Entsprechung in der Zielsprache hat. Es gibt mehrere Typen dieser Art Nicht-Äquivalenz. Die meist vorkommenden werden im folgenden Absatz besprochen.

Zunächst gibt es Konzepte, die spezifisch für die Ausgangskultur sind, und in der Zielkultur nicht bekannt sind (Baker 2011: 18). Das können allerlei Konzepte sein; sie können sowohl konkret als auch abstrakt sein.

Man kann hier zum Beispiel an Traditionen, Symbole oder Speise denken. Es ruft insoweit ein Problem hervor, dass der Übersetzer diese Konzepte nicht übernehmen kann, ohne sie zu erklären, und also den Ausgangstext zu modifizieren. Es bestehen aber auch Konzepte, die in der Zielkultur bekannt sind, aber trotzdem nicht lexikalisiert worden sind (Baker 2011: 18). Der Übersetzer wird für solch ein Wort keine eindeutige Entsprechung in der Zielsprache finden, aber weil das Konzept nicht unbekannt ist, kann er es ohne Verständnisschwierigkeiten erklären. Das verlangt jedoch eine Interpretation des Konzeptes vom Übersetzer, weil es sich hier nicht um eine Wort-für-Wort Übersetzung handelt, sondern um eine Erklärung eines Konzeptes. Diese Erklärung könnte persönlich gefärbt sein, und in dem Sinne wird der Anteil des Übersetzers im Zieltext größer. Je nach dem Übersetzungsauftrag könnte das ein Problem sein.

Ein anderes Problem im Bereich der Nicht-Äquivalenz von Wörtern ist die semantische Komplexität mancher Wörter (Baker 2011: 19). Ein Wort, wie kurz es auch ist, kann viele Bedeutungselemente umfassen. Wenn so ein Wort mit vielen Bedeutungselementen keine direkte Entsprechung in der Zielsprache hat, muss es meistens mit einem Satz übersetzt werden, was die Übersetzung nicht immer zugute kommt.

Ein weiteres Problem ist das Fehlen eines Bedeutungsunterschieds in der Ausgangssprache der in der Zielsprache schon besteht (Baker 2011: 19). Die Zielsprache macht also einen Unterscheid zwischen zwei oder mehr Bedeutungen eines Wortes, die in der Ausgangssprache nicht gemacht wird. Wenn der Übersetzer im Ausgangstext auf so ein Wort trifft, muss er wählen welchen Bedeutungsunterschied er im Zieltext verwendet.

Das Fehlen eines Oberbegriffes in der Zielsprache könnte auch ein Problem sein (Baker 2011: 19). Die Zielsprache kann dann verschiedene Unterbegriffe eines semantischen Feldes haben, aber der übergreifende Oberbegriff fehlt. Wenn dieser Oberbegriff in der Ausgangssprache schon besteht und auch im Text verwendet wird, kann der Übersetzer meistens wenig anderes machen, als einen der Unterbegriffe als Übersetzung zu wählen. Umgekehrt kann der Zielsprache auch ein Unterbegriff fehlen (Baker 2011: 20). Der Übersetzer hat hier die Wahl, entweder den Oberbegriff in seiner Übersetzung zu verwenden, oder den Unterbegriff zu erklären.

Weiter können auch unterschiedliche physische oder interpersonelle Perspektiven Probleme hervorrufen (Baker 2011: 20). Diese Perspektiven sind in der einen Sprache von größerer Relevanz als in der anderen Sprache. Es geht hier um die räumlichen Beziehungen zwischen Personen, Objekten und Orten. Im Deutschen besteht zum Beispiel ein Unterschied zwischen ‚hinein‘ und ‚herein‘, oder ‚hinaus‘ und ‚heraus‘, um das Betreten beziehungsweise Verlassen von Räumen zu bezeichnen. Dieser Unterschied gibt es zum Beispiel im Niederländischen nicht, und deswegen geht dieser Perspektivenunterschied in einer Übersetzung verloren.

Eine weitere Quelle von Problemen sind die Unterschiede in der expressiven Bedeutung (Baker 2011: 20). Diese expressive Bedeutung besteht vor allem aus den Konnotationen, die die Standardbedeutung ergänzen. Diese Konnotationen können in der Ausgangs- und Zielsprache unterschiedlich sein. Meistens ist es einfacher, eine expressive Bedeutung hinzuzufügen, als eine zu entziehen. Das Problem entsteht also vor allem dort, wo ein Wort im Ausgangstext keine expressive Bedeutung hat, während seine Entsprechung in der Zielsprache die sehr wohl hat. Wenn der Übersetzer diese Entsprechung trotzdem verwenden will, muss er versuchen, die expressive Bedeutung wegzunehmen, weil die Bedeutung eigentlich neutral sein sollte.

Nicht-Äquivalenz von Wortformen oder verschiedene Derivationsmöglichkeiten können auch Probleme verursachen (Baker 2011: 21). Mittels bestimmter produktiver Affixen können in manchen Sprachen neue Formen eines Wortes gebildet werden, während diese Möglichkeit in anderen Sprachen vielleicht nicht besteht. Das Suffix ‚bar‘ zum Beispiel, ist ein produktives Suffix des Deutschen, das verwendet werden kann um ein Adjektiv aus einem Verb zu machen. Im Arabischen zum Beispiel, besteht so ein Suffix nicht; wenn ein Adjektiv das auf ‚bar‘ endet ins Arabische übersetzt werden muss, muss es also mit einer Wortgruppe übersetzt werden.

Auch Unterschiede in der Frequenz der Verwendung bestimmter Wörter oder Wortformen können problematisch sein (Baker 2011: 22). Es kann sein, dass ein Wort oder eine Wortform eine genaue Entsprechung in der Zielsprache hat, aber in der Ausgangssprache viel öfter verwendet wird als in der Zielsprache. Der Übersetzer muss dann nach Alternativen suchen. Zum Schluss kann auch die Verwendung von Lehnwörtern zu Problemen führen (Baker 2011: 22). Solche Lehnwörter werden oft nämlich wegen ihres Prestiges verwendet, und dieser Effekt kann in der Übersetzung verloren gehen.

4.2.2 Nicht-Äquivalenz von Wortgruppen

Man kann von Nicht-Äquivalenz von Wortgruppen sprechen, wenn die Ausgangs- und Zielsprache lexikalische Muster unterschiedlich systematisieren oder strukturieren (Baker 2011: 51). Diese lexikalischen Muster können auch Phraseologismen genannt werden. Es bestehen verschiedene Arten von Phraseologismen, die alle ihre eigenen Probleme mit sich bringen. Eine wichtige Kategorie der Phraseologismen bilden die Kollokationen. Kollokationen sind Wörter einer bestimmten Sprache, die regelmäßig zusammen auftreten. ‚Geld verdienen‘ oder ‚die Zähne putzen‘ sind zum Beispiel deutsche Kollokationen. Kombinationen die oft vorkommen sind unmarkierte Kollokationen. Sie sind unauffallend, im Gegensatz zu den markierten Kollokationen. Diese Kollokationen kommen normalerweise nicht vor, und machen deswegen einen exotischen oder inkorrekten Eindruck. Falsche Kollokationen bestehen aber nicht; nur der Grad der Markiertheit ist unterschiedlich. Diese Markiertheit von Kollokationen kann in verschiedenen Sprachen sehr unterschiedlich sein. Kollokationen, die in der einen Sprache unmarkiert sind, können in der anderen Sprache markiert sein. Das Inventar der Kollokationen zeigt die Präferenz einer Sprachgemeinschaft für bestimmte Ausdrucksweisen oder linguistische Muster. Mit der Organisation der Welt hat es wenig zu tun. Der Linguist John McHardy Sinclair (1933-2007) behauptet, dass es innerhalb von Sprachen sowieso viele Ausdrucksweisen und sprachliche Wahlen gibt, die nichts mit der Struktur der Welt zu tun haben (Sinclair 1987: 320). Das bedeutet nicht, dass Kollokationen nicht oft auch den kulturellen Rahmen einer Sprachgemeinschaft reflektieren. Der Grad der Markiertheit von Kollokationen ist eben stark von außersprachlichen Faktoren wie die soziale Umwelt abhängig (Baker 2011: 54). Beim Übersetzen können Probleme entstehen, wenn eine bestimmte Kollokation im Ausgangstext keine unmarkierte Entsprechung in der Zielsprache hat. Der Übersetzer kann in diesem Fall entweder die Bedeutung der Kollokation beschreiben, oder eine markierte Kollokation verwenden, die vielleicht einen merkwürdigen Eindruck auf die Leser der Übersetzung macht. Ein anderes Problem kann sein, dass der Übersetzer eine Kollokation im Ausgangstext misinterpretiert, weil sie wie eine unmarkierte Kollokation der Zielsprache aussieht. Die Bedeutungen der gleichen Wortkombinationen können jedoch unterschiedlich sein. In Bezug auf Kollokationen hat ein Übersetzer normalerweise das Ziel, erstens die Kollokation im Ausgangstext mit einer unmarkierten Kollokation der Zielsprache zu übersetzen, und zweitens auch die Bedeutung der Kollokation im Ausgangstext so viel wie möglich zu behalten. Diese zwei Facetten sind manchmal aber schwierig zu kombinieren.

In Bezug auf andere Ausdrücke und Phraseologismen können die folgenden Übersetzungsproblemen auftreten (Baker 2011: 71-75): erstens kann es so sein, dass ein Ausdruck im Ausgangstext keine Entsprechung in der Zielsprache hat. Zweitens kann es so sein, dass ein Ausdruck im Ausgangstext einem Ausdruck der Zielsprache ähnelt, oder zum Teil mit dem übereinstimmt, aber dass die beiden Ausdrücke nicht auf die gleiche Weise verwendet werden können. Sie können zum Beispiel verschiedene Konnotationen haben oder eine unterschiedliche Kernbedeutung.

Drittens kommt es manchmal vor, dass ein Ausdruck im Ausgangstext gleichzeitig im übertragenden und wörtlichen Sinne verstanden werden kann. Meistens ist es unmöglich, diesen Effekt in der Übersetzung zu behalten. Zum Schluss können auch die Kontexte, in den die Ausdrücke verwendet werden können, unterschiedlich sein, auch wenn die Bedeutung der Ausdrücke in beiden Sprachen gleich ist. Auch die Frequenz der Verwendung kann in beiden Sprachen unterschiedlich sein.

4.2.3 Grammatische Nicht-Äquivalenz

Auch auf der grammatischen Ebene bestehen viele Unterschiede zwischen Sprachen, die zu Übersetzungsproblemen führen können. Bisher sind noch keine universalen grammatischen Kategorien gefunden worden (Baker 2011: 95). Sogar Kategorien wie Numerus und Tempus, die viele Menschen als eine Basis für die Wirklichkeitserfahrung sehen, fehlen in manchen Sprachen. Die grammatischen Kategorien des Deutschen, die von den Sprechern als ganz logisch gesehen werden, können in eine andere Sprache anders funktionieren oder sogar gar nicht bestehen. Wenn ein Übersetzer aus einer Sprache übersetzt, die keinen Numerus hat, muss er aus dem Kontext erschließen, ob es sich um eine Plural- oder Singularform handelt. Das Fehlen der Kategorie Genus ruft vielleicht weniger Probleme hervor, da jedes Wort normalerweise ein festes Genus hat, und dieses Genus im Deutschen keinen Einfluss auf die Bedeutung hat. Es könnte jedoch problematisch werden, wenn der Ausgangstext bestimmte Metaphern oder Vergleiche enthält, die auf dem Genus eines bestimmten Wortes basieren. Wenn das Genus der Entsprechung in der Zielsprache nicht derselbe ist, wird die Metapher vielleicht nicht verstanden. Das Fehlen der Kategorie Kasus kann insoweit ein Problem sein, dass der Übersetzer daran zweifeln kann, ob etwas ein Subjekt oder ein Objekt ist. Wenn die Kategorie Tempus in der Ausgangssprache fehlt, muss der Übersetzer selbst die Zeitform in der Übersetzung wählen. Das gilt auch für den Modus.

Auch die formalen Aspekte des Ausgangstextes verursachen oft Übersetzungsprobleme, weil es schwierig ist, sowohl die Form als auch den Inhalt des Ausgangstextes zu behalten. Vor allem in der Poesie tritt dieses Problem oft auf, weil die textuelle Form hier besonders wichtig ist. Man spricht deswegen oft von ‚der Unübersetzbarkeit der Poesie‘. Diese formalen Übersetzungsprobleme sind für diese Arbeit jedoch von weniger Relevanz und werden weiter außer Betrachtung gelassen, weil die linguistische Relativität darin sowieso keine Rolle spielt.

5 Die Rolle des Sprachrelativismus beim Übersetzen

5.1 Das ‚übergreifende Denken‘ und dessen Rolle beim Übersetzen

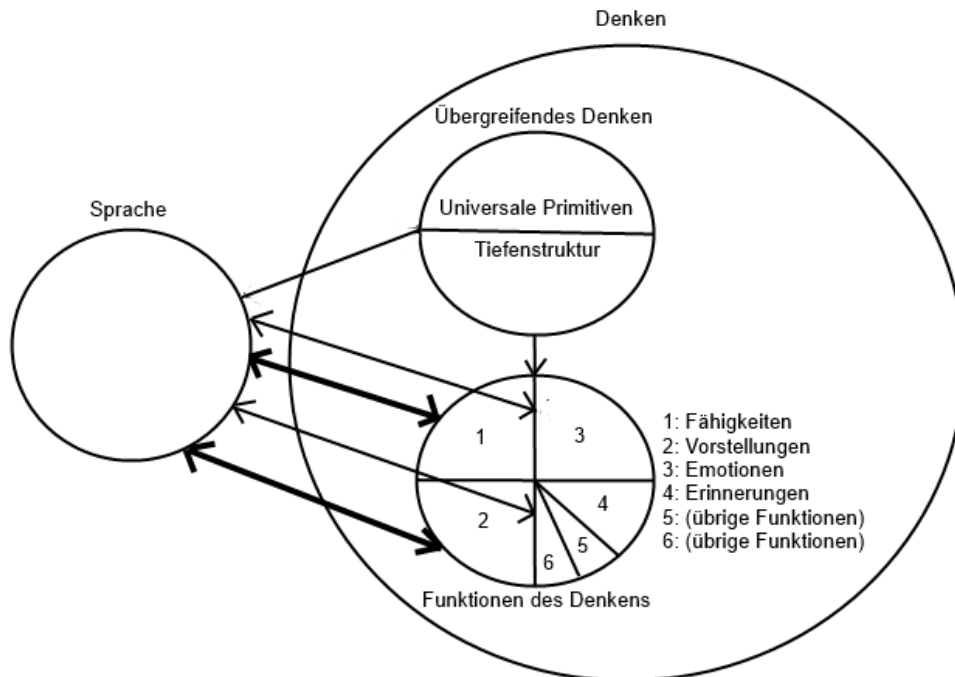
Im dritten Kapitel ist das Konzept des ‚übergreifenden Denkens‘ introduziert worden. Eine deutliche Untermauerung unterblieb jedoch noch. In diesem Paragraph wird das Konzept näher erklärt, und dessen Relevanz für das Übersetzen gezeigt.

Gleich wie die Sprache, funktioniert auch das Denken wie eine Top-Down-Struktur. Das übergreifende Denken bildet die ‚Top‘, und besteht also aus den Primitiven, die die übrigen Facetten des Denkens überwölben. In diesem Vergleich kann man die Bestandteile des übergreifenden Denkens als die ‚Oberbegriffe‘ des Denkens sehen, und die detaillierteren Konkretisierungen der Funktionen des Denkens als die ‚Unterbegriffe‘. Die meisten Ähnlichkeiten zwischen verschiedenen Sprachen bestehen in den Oberbegriffen, und je detaillierter die Begriffe werden, desto mehr Unterschiede sich aufweisen (siehe 4.1). Das Denken funktioniert auf gleiche Art und Weise. Die Grundlagen des Denkens sind allgemein und werden von Sprechern verschiedener Sprachen geteilt. Die detaillierteren Ausarbeitungen dieser Grundlagen, die eher auch die Funktionen des Denkens genannt worden sind, sind nicht universal, und werden von der Sprache beeinflusst.

Wenn es sprachliche Universalien gibt, ist es plausibel, dass es auch kognitive Universalien gibt. Diese sprachlichen Universalien haben nämlich einen Einfluss auf das Denken, und beeinflussen das Denken des Sprechers der einen Sprache auf die gleiche Weise als das Denken des Sprechers der anderen Sprache. Es ist schon bemerkt worden, dass die Oberbegriffe der Sprache von vielen verschiedenen Sprachen geteilt werden, und also universal sind. Daraus kann man nur folgern, dass auch im Denken ‚Oberbegriffe‘ und ‚Unterbegriffe‘ bestehen müssen, weil die sprachlichen universalen Oberbegriffe das Denken universal beeinflussen, und die sprachlichen unterschiedlichen Unterbegriffe das Denken unterschiedlich beeinflussen. Wenn man es umgekehrt betrachtet, und davon ausgeht, dass das Denken zunächst die Sprache beeinflusst, kommt man zur gleichen Schlussfolgerung: die Tatsache, dass es sprachliche Universalien gibt, ist ein Hinweis dafür, dass es auch kognitive Universalien gibt, weil das Denken sonst nicht zu sprachlichen Universalien geführt haben würde. Kognitive Universalien sind sowieso unvermeidlich. Die Idee des ‚übergreifenden Denkens‘ entsteht hier. Das übergreifende Denken ist ein tieferes Denken, das aus den universalen Primitiven (vgl. Wierzbicka 1996), aus den auch die Sprache aufgebaut ist, besteht. Die Funktionen des Denkens, sind die konkreten Möglichkeiten, die das Denken zulässt. Diese Funktionen sind aus kognitiven Bausteinen aufgebaut, die so detailliert sind, dass sie nicht mehr universal sein können. Die Funktionen werden, wenn auch in unterschiedlichem Maße, von der Sprache beeinflusst. Inwieweit die Sprache und das übergreifende Denken einander beeinflussen, ist noch unbekannt. Wie oben in diesem Absatz beschrieben worden ist, kann man nämlich von den zwei gegensätzlichen Denkweisen (Sprache→Denken und Denken→Sprache) ausgehen, und zur gleichen Schlussfolgerung kommen.

Auch der Linguist Noam Chomsky (1928-) setzt voraus, dass es eine gedankliche Struktur gibt, die allen Menschen gemeinsam ist (Stolze 2011: 42). Diese Struktur nennt er die ‚Tiefenstruktur‘. Sie ist eine rein gedankliche Struktur, die die Basis ist für den ganzen Gedanken, und auch für den Satz, der diesen Gedanken ausdrückt. Sie ist die meist inhaltliche Komponente des Gedankens und auch die meist versteckte, weil sie in der Tiefe bleibt. An der Oberfläche ist eine andere Struktur zu beobachten; die ‚Oberflächenstruktur‘.

Diese Struktur entstammt der Tiefenstruktur, aber ist nicht mehr universal, weil sie mittels internalisierter Regeln aus der Tiefenstruktur geboren wird (Stolze 2011: 42). Die Tiefenstruktur kann mit dem in dieser Arbeit beschriebenen übergreifenden Denken verglichen werden, und die Oberflächenstruktur mit den Konkretisierungen oder Funktionen dieses übergreifenden Denkens. Das übergreifende Denken besteht aus den universalen Primitiven, die, wenn sie in einem Gedanken strukturiert werden, zu einer Art Tiefenstruktur werden. Die unterstehende Figur illustriert die Aspekte des Denkens und deren Beziehung mit der Sprache.



Das universale übergreifende Denken bildet seine eigenen Konkretisierungen, die aber auch stark von der Sprache beeinflusst werden, und deswegen nicht mehr universal sind. Diese Konkretisierungen können in mehrere Funktionskategorien aufgeteilt werden. Diese Funktionen sind nicht auf eine bestimmte Anzahl beschränkt, und deren Anteil im Denken kann größer oder kleiner sein. Sie werden in unterschiedlichem Maße von der Sprache beeinflusst; vor allem die Fähigkeiten und die Vorstellung werden stark beeinflusst, wie im dritten Kapitel schon gezeigt worden ist. Auch das übergreifende Denken und die Sprache stehen in einer bestimmten Beziehung zu einander, aber es ist noch unklar, welche Beziehung das genau ist.

Das Bestehen von sprachlichen Universalien lässt sich von einigen Unterlagen untermauern (Stolze 2011: 43). Erstens entstammen alle Sprachen möglich einer gemeinsamen Ursprache. Es wäre dann nicht unlogisch, wenn einige Elemente dieser Ursprache in allen Sprachen behalten geblieben sind. Zweitens hat die Sprache in allen Sprachgemeinschaften die gleichen Funktionen, was sich auch irgendwie in einer bestimmten gemeinsamen Struktur äußern sollte. Drittens sind alle Menschen hinsichtlich ihrer kognitiven Prozesse biologisch gleich ausgestattet und funktioniert der Spracherwerbsmechanismus aller Menschen auf die gleiche Weise. Alle Menschen sind also in der Lage, jede Sprache zu lernen, was ein Hinweis dafür ist, dass es auch sprachliche Universalien gibt.

Die Linguistin Anna Wierzbicka (1938-) hat sich mit Universalienforschung beschäftigt. Als Ergebnis präsentierte sie eine Liste mit Universalien, die in allen Sprachen vorkommen sollten (Wierzbicka 1996: 35-107).

Diese Universalien nennt sie ‚Primitiven‘, weil sie die fundamentalsten Begriffe sind. Diese Primitiven können nicht definiert werden, weil es keine noch fundamentaleren Begriffe gibt, mit den sie beschrieben werden können.

Laut Wierzbicka werden die zweiundsechzig Primitiven in allen Sprachen auf eine bestimmte Weise ausgedrückt, entweder in der Form eines Wortes, oder in der Form eines Ausdrucks. Mithilfe dieser Primitiven können auch alle anderen Wörter jeder Sprache beschrieben werden. In der unterstehenden Tabelle sind die Primitiven (im Englischen) aufgelistet.

i	you	someone	people	something	thing	body
this	the same	other	one	two	some	all
many/much	good	bad	big	small	think	know
want	feel	see	hear	say	word	true
do	happen	move	there is	have	live	die
when/time	now	before	after	like	more	moment
where/place	here	above	below	far	near	inside
touching	not	maybe	can	because	if	very
kind of	part of	long	a long time	a short time	for some time	

Wenn diese von Wierzbicka dargestellten Primitiven tatsächlich universal sind, und in jeder menschlichen Sprache vorkommen, sollen diese Konzepte auch im menschlichen Denken eine Rolle spielen, was bedeutet, dass auch tatsächlich ein universales Denken besteht. Auch der Sprachwissenschaftler Erwin Koschmieder (1896-1977) geht in seinen Übersetzungstheorien von universalen Gedanken aus. Laut Koschmieder hat das Übersetzen die folgende Definition: „Zum ausgangssprachlichen Zeichen über das ausgangssprachlich Bezeichnete das Gemeinte finden, und zu demselben Gemeinten in der Zielsprache über das zielsprachlich Bezeichnete das zugeordnete zielsprachliche Zeichen finden.“ (Stolze 2011: 46) Koschmieder setzt also voraus, dass es ein universales ‚Gemeinte‘ gibt. Dieses Gemeinte verwandelt sich in jeder Sprache in unterschiedliche sprachliche Formen, aber das bedeutet nicht, dass das Gemeinte verschwindet. Es kann, wie Koschmieder in seiner Definition bemerkt, zurückgefunden werden, wenn man es sucht. Das Gemeinte ist die hinterliegende gedankliche Struktur, die allen Menschen gemeinsam ist, und ist also mit Chomskys Theorie der Tiefenstruktur zu vergleichen.

Die Theorien von Chomsky, Koschmieder und Wierzbicka unterstützen die Idee des übergreifenden Denkens. Es ist gezeigt worden, dass es außer kognitiven Unterschieden auch kognitiven Ähnlichkeiten gibt. Sprache und Denken beeinflussen einander, und insoweit haben die sprachlichen Relativisten recht. Es ist jedoch noch nicht nachgewiesen worden, inwieweit die Sprache alle einzelnen Aspekte des Denkens beeinflusst. Es gibt jedenfalls deutliche Hinweise für das Bestehen einer universalen gedanklichen Struktur, und insoweit haben auch die sprachlichen Universalisten recht.

Das übergreifende Denken spielt eine wichtige Rolle beim Übersetzen. In Koschmieders Definition von Übersetzen ist es sogar das Kernelement. Ohne diese universale gedankliche Struktur würde das Übersetzen eine unmögliche Sache sein. Deswegen kann das übergreifende Denken auch als die *Rechtfertigung des Übersetzens* gesehen werden. Wenn die Sprache alle Aspekte des Denkens beeinflussen würde, wären die Gedanken von Sprechern zwei sehr unterschiedlichen Sprachen äußerst abweichend. Eine Übersetzung aus einer dieser zwei Sprachen in die andere Sprache wäre dann nicht sinnvoll. Die Sprecher der Zielsprache würden den Ausgangstext nämlich nicht verstehen, weil sie auch die Gedanken, die darin geäußert werden, nicht verstünden. Dank des universalen übergreifenden Denkens können Sprecher verschiedener Spracher einander verstehen mittels Übersetzungen.

Das Übersetzen wird also nur durch die kognitiven Ähnlichkeiten der Menschen gerechtfertigt. Denn nur diese Sachen, die ein gemeinsames Gemeinte haben, können übersetzt werden.

5.2 Die Rolle der linguistischen Relativität in der Übersetzungsproblematik

Wo die linguistische Universalität die Rechtfertigung des Übersetzens ist, ist die linguistische Relativität eine potenzielle Quelle von Übersetzungsproblemen. Die Übersetzungsprobleme entstehen nämlich dort, wo die Ausgangs- und Zielsprache nicht äquivalent sind, und an dieser Stelle sind die Gedanken der Sprecher der beiden Sprachen auf unterschiedliche Weise beeinflusst. Wo die sprachliche Nicht-Äquivalenz auftritt, tritt gleichzeitig also auch die linguistische Relativität auf. Die unterschiedliche gedankliche Struktur könnte zu Übersetzungsproblemen führen, weil sie Verständnisschwierigkeiten hervorruft. Es ist die Aufgabe des Übersetzers, einerseits eine für die Zielgruppe verständliche Übersetzung zu kreieren, und andererseits den Inhalt des Ausgangstextes zu behalten. Das ist manchmal eine unmögliche Aufgabe, vor allem wenn der Inhalt des Ausgangstextes nicht von der Zielgruppe verstanden werden kann, weil sie auf eine andere Art und Weise denkt als der Schriftsteller des Ausgangstextes. Der Philosoph Friedrich Schleiermacher (1768-1834) erwähnte dieses Problem schon (Stolze 2011: 26). Laut Schleiermacher ist es schwierig, den ‚Geist der Ursprache‘ in eine Übersetzung einzubringen. Dieser ‚Geist‘ war für Schleiermachers Zeitgenossen auch wichtig. Er kann als Symbol des menschlichen Denkens gesehen werden. Schleiermacher bemerkt also eigentlich, dass es schwierig sei, das Denken der Schriftsteller des Ausgangstextes in der Übersetzung korrekt und verständlich wiederzugeben. Dabei unterscheidet Schleiermacher zwischen schwierig übersetzbaren und einfach übersetzbaren Texten. Dieser Unterschied ergibt sich aus der Verwendung verschiedenartiger Wörter; zum einen die Wörter, die sich in verschiedenen Sprachen genau entsprechen, da sie sich auf genau eingrenzende Gegenstände und Sachverhalte beziehen, und zum anderen die Wörter, die Begriffe, Gefühle oder Sachverhalte ausdrücken, und in den sich der Geist der Sprache äußert. Dieser ‚Geist der Sprache‘ äußert sich vor allem in der Kunst. Laut Schleiermacher ist ‚der Geist der Sprache‘ die Hauptursache der Übersetzungsprobleme. Er sorgt dafür, dass es fast unmöglich ist, sowohl den Inhalt des Ausgangstextes korrekt zu übertragen als auch die Übersetzung verständlich zu machen. Deswegen muss der Übersetzer wählen; er behält entweder den Inhalt des Ausgangstextes und bringt damit den Autor zum Leser, was auf den Leser einen exotischen Eindruck machen kann, oder er kreiert eine verständliche Übersetzung, und bringt damit den Leser zum Autor (Stolze 2011: 27). Diese Theorie von Schleiermacher schließt unmittelbar an die Theorie, dass die linguistische Relativität der Ursache der Übersetzungsprobleme ist, an. Im Folgenden wird die Haltbarkeit dieser Theorie anhand der eher genannten Arten von sprachlichen Übersetzungsproblemen geprüft.

Dem Problem der Konzepte, die spezifisch für die Ausgangskultur sind, liegt deutlich ein kognitiver Unterschied zugrunde. Die Sprecher der Zielsprache haben kein Wort für solch ein Konzept, und kennen es auch nicht. Demzufolge haben sie keine Vorstellung von diesem Konzept, und muss der Übersetzer das Konzept erklären. Das eigentliche Problem ist hier also eine unterschiedliche Wirklichkeitsvorstellung. Das Problem der Konzepte, die in der Zielkultur bekannt sind, aber nicht lexikalisiert worden sind, hat eine ähnliche Basis. Weil so ein Konzept in der Zielsprache nicht deutlich von einem Wort abgegrenzt worden ist, ist auch die Vorstellung von diesem Konzept nicht abgegrenzt. Die Vorstellung ist vage und wird pro Person derselben Sprachgemeinschaft unterschiedlich sein. Der Übersetzer leistet hier mittels seiner Erklärung des Konzeptes einen Beitrag an die Vorstellung, die seine Zielgruppe vom Konzept hat. Bisher spielen die unterschiedlichen Wirklichkeitsvorstellungen also immer eine wichtige Rolle in der Übersetzungsproblematik.

Das gilt auch für das Problem der semantischen Komplexität mancher Wörter. Solch ein Wort ruft für die Sprecher der Ausgangssprache direkt eine Vorstellung hervor, die für die Sprecher der Zielsprache erst nach einem Satz hervorgerufen wird.

Das bedeutet, dass das Wort eigentlich nur in den Augen der Sprecher der Zielsprache komplex ist; für die Sprecher der Ausgangssprache ist es nicht komplex; sie brauchen nur an dieses Wort zu denken, oder dieses Wort zu hören, um sich das Konzept direkt vorzustellen. Die Sprecher der Zielsprache können sich das Konzept erst vorstellen, wenn es ihnen mithilfe mehrerer Wörter erklärt wird. Das eigentliche Problem ist also, dass solch ein Wort für die Sprecher der Zielsprache semantisch komplex ist, weil es mehrere Vorstellungen umfasst, die in einer anderen Sprache zusammen eine Vorstellung bilden. Auch das Problem des fehlenden Bedeutungsunterschieds in der Ausgangssprache hat mit unterschiedlichen Vorstellungen zu tun. Das Problem ist hier, dass die Sprecher der Zielsprache sich bei einem bestimmten Konzept direkt zwei oder mehr Bedeutungsunterschiede vorstellen. Sie können sich das Konzept ohne diese Bedeutungsunterschiede nicht vorstellen, und das ist genau was im Ausgangstext passiert. Das Problem der fehlenden Oberbegriffe oder Unterbegriffe in der Zielsprache könnte selbstverständlich auch auf unterschiedliche Wirklichkeitsvorstellungen zurückgeführt werden, da es sich hier um Begriffe handelt, von denen die Sprecher der Zielsprache keine Vorstellung haben. Auch ist es deutlich, dass das Problem der unterschiedlichen physischen oder interpersonellen Perspektiven von unterschiedlichen Wirklichkeitsvorstellungen verursacht wird, da ‚Perspektive‘ fast ein Synonym für ‚Vorstellung‘ ist. Die Sprache hat einen großen Einfluss auf die Weise, wie man die Beziehungen zwischen Personen, Objekten und Orten sieht. Das Problem der unterschiedlichen expressiven Bedeutungen ergibt sich sehr deutlich aus den verschiedenen Wirklichkeitsvorstellungen die Sprecher verschiedener Sprachen haben. Diese zusätzliche expressive Bedeutung gehört nämlich zur Vorstellung, die man von einem bestimmten Konzept hat. Das Kernproblem ist hier, dass die Sprecher der zwei Sprachen eine unterschiedliche Vorstellung von einem Konzept haben. Auch das Problem der Verwendung von Lehnwörtern wird von kognitiven Faktoren verursacht. Das genaue Problem ist hier nämlich, dass die Sprecher der Zielsprache eine andere Vorstellung vom im Ausgangstext verwendeten Lehnwort haben als die Sprecher der Ausgangssprache. Auf die Sprecher der Ausgangssprache macht das Lehnwort einen prestigeträchtigen Eindruck, auf die Sprecher der Zielsprache aber nicht. Das Problem der Frequenz der Verwendung hat auch mit kognitiven Unterschieden zu tun, obwohl nicht im Bereich der Wirklichkeitsvorstellungen. Das Problem ist aber, dass es einem Sprecher der Zielsprache auffällt, wenn er öfter auf ein bestimmtes Wort trifft als er gewöhnt ist. Die Tatsache dass es auffällt, ist kognitiv bestimmt.

Das Problem der verschiedenen Derivationsmöglichkeiten scheint nicht direkt von kognitiven Unterschieden verursacht zu werden. Das Problem liegt hier vor allem in der sprachlichen Struktur und weniger in der gedanklichen Struktur. Normalerweise liegen Unterschieden in der sprachlichen Struktur eben Unterschiede in der gedanklichen Struktur zugrunde und umgekehrt, aber das scheint hier nicht der Fall zu sein. Die Produktivität mancher Affixe ist eher sprachlicher Trick als eine Beeinflussung der Wirklichkeitsvorstellung. Die Vorstellung vom Konzept ‚übersetzbar‘ ist nämlich von der Vorstellung vom Konzept ‚übersetzen‘ abhängig. Die Vorstellung von diesem letzten Konzept kann in einer Sprache, der so ein produktives Suffix fehlt, gleich sein.

Die Übersetzungsprobleme, die sich aus der Nicht-Äquivalenz von Wortformen ergeben, werden von kognitiven Unterschieden verursacht. Diese Probleme funktionieren nämlich größtenteils wie die Probleme die sich aus der Nicht-Äquivalenz auf der wörtlichen Ebene ergeben.

Eine Kollokation, die unmarkiert ist in der Ausgangssprache, aber markiert ist in der Zielsprache, macht auf die Sprecher der Zielsprache einen merkwürdigen Eindruck. Sie können sich diese Wortkombination eigentlich nicht vorstellen, während diese Vorstellung für die Sprecher der Ausgangssprache ganz normal ist.

Auch dem Problem der anderen Ausdrücke, die in der Zielsprache keine Entsprechung haben, liegt diesem kognitiven Problem zugrunde, dass die Sprecher der Zielsprache keine Vorstellung von dem Ausdruck haben. Auch die Probleme der Nicht-Äquivalenz auf der grammatischen Ebene werden von kognitiven Faktoren verursacht. Die grammatischen Strukturen beeinflussen das Denken nämlich besonders stark. Wie Boroditsky schon gezeigt hat, bestimmt das Genus zum Beispiel in großem Maße, wie man ein Konzept personifiziert. Das Tempus zum Beispiel hat Einfluss auf wie man über zeitliche Strukturen denkt.

Es ist gezeigt worden, dass die meisten sprachlichen Übersetzungsprobleme von kognitiven Unterschieden zwischen den Sprechern der beiden Sprachen verursacht werden. Damit ist die Hypothese *„allen sprachlichen Übersetzungsproblemen liegen kognitive Unterschiede zugrunde, insbesondere die unterschiedlichen Wirklichkeitsvorstellungen“* fast richtig. ‚Allen‘ kann aber besser durch ‚die meisten‘ ersetzt werden. Es ist nämlich nicht so, dass wirklich alle Probleme von kognitiven Unterschieden verursacht werden. Es ist aber nachgewiesen worden, dass die linguistische Relativität eine große Rolle in der Übersetzungsproblematik spielt. Mehr noch, ohne die linguistische Relativität hätte es fast keine sprachlichen Übersetzungsprobleme gegeben.

6 Schlussfolgerung

In dieser Arbeit ist untersucht worden, in welcher Beziehung Sprache, Denken und Übersetzen zu einander stehen. Im ersten Teil wurde die Beziehung zwischen Sprache und Denken untersucht. Es hat sich erwiesen, dass diese Beziehung sehr eng ist. Diese beiden Eigenschaften des Menschen beeinflussen einander gegenseitig; das Denken schöpft die Sprache, und die Sprache gestaltet das Denken. Diese starke Beziehung zwischen Sprache und Denken ist früheren Denkern wie Von Humboldt und Schleiermacher schon aufgefallen. Sie sahen die Sprache als Mittel, in dem sich ‚der Geist‘ des Menschen äußert. Erst am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts wurde diese Beziehung näher untersucht, mit der Folge, dass die bis dann weit verbreitete *klassische Auffassung*, die von der sprachlichen Universalität ausgeht, abgelehnt wurde. Sapir und Whorf vertraten die ‚Sapir-Whorf-Hypothese‘, die starke Version der Hypothese der linguistischen Relativität. Das Prinzip der linguistischen Relativität bedeutet, dass die Sprache und Denken einander beeinflussen. Sapir und Whorf behaupteten jedoch, dass die Sprache das Denken bestimmt. Ihre Auffassung blieb nicht ohne kritische Reaktionen. Laut Brown und Lenneberg fehlte der Sapir-Whorf-Hypothese eine plausible Untermauerung, und Berlin und Kay zeigten, dass es auch universale sprachliche und kognitive Strukturen gibt. Die Sapir-Whorf-Hypothese wurde abgelehnt, aber das Prinzip der linguistischen Relativität nicht. Unter Anderem Boroditsky zeigte, dass das Denken sehr wohl von der Sprache beeinflusst wird.

Es scheint so zu sein, als ob sowohl die Universalisten als auch die Relativisten recht haben: es bestehen sowohl semantische Universalien als auch semantische Unterschiede zwischen verschiedenen Sprachen. Das Problem ist, dass der Begriff ‚Denken‘ ein breiter Begriff ist, der in der Debatte um linguistische Relativität zu wenig definiert worden ist. Es könnte nämlich so sein, dass die Sprache nicht alle Aspekte des Denkens auf die gleiche Art und Weise beeinflusst. Auch könnte es so sein, dass manche Aspekte des Denkens universal sein, und manche nicht. Boroditsky zeigte, dass die Sprache das Denken beeinflusst, aber sie zeigte eigentlich nur, dass die Sprache zwei Funktionen des menschlichen Denkens beeinflusst: die Denkfähigkeiten und die Wirklichkeitsvorstellungen. Diese, und vielleicht auch andere Funktionen, sind von der Sprache abhängig, aber das bedeutet nicht direkt, dass das ganze menschliche Denken von der bestimmten Sprache, die man spricht, abhängig ist. Es ist sogar plausibel, dass es eine universale, gedankliche Struktur gibt, aus der die Funktionen des Denkens sich ergeben. Diese Struktur wird in dieser Arbeit ‚das übergreifende Denken‘ genannt. Das Bestehen von sprachlichen Universalien, die unter Anderem von Wierzbicka entdeckt worden sind, macht die Theorie des übergreifenden Denkens plausibel: wenn die Sprache das Denken beeinflusst, beeinflussen die sprachlichen Universalien alle Menschen auf die gleiche Weise; wenn das Denken die Sprache beeinflusst, sind die sprachlichen Universalien ein Hinweis dafür, dass es kognitive Universalien gibt.

Es ist eine logische Feststellung, dass sowohl die semantischen Universalien als auch die semantischen Unterschiede einen großen Einfluss auf das Übersetzen haben sollten. Wenn die Sprecher der Ausgangs- und Zielsprache nämlich auf unterschiedliche Weise denken, ruft das Verständnisschwierigkeiten hervor. Deswegen wurde die folgende Hypothese aufgestellt: *‚Allen Übersetzungsproblemen liegen kognitive Unterschiede zugrunde, insbesondere die unterschiedlichen Wirklichkeitsvorstellungen‘*. Im zweiten Teil wurde diese Hypothese geprüft.

Das Ergebnis war, dass die semantischen Universalien die Rechtfertigung des Übersetzens sind; ohne diese Universalien, ohne ein ‚gemeinsames Gemeintee‘, würde eine verständliche und korrekte Übersetzung unmöglich sein.

Im Gegensatz dazu, sind die semantischen Unterschiede die Quelle von Problemen. Anhand der verschiedenen Arten von sprachlichen Übersetzungsproblemen wurde geprüft, inwieweit die kognitiven Unterschiede den Problemen zugrunde liegen. Es wurde gezeigt, dass fast alle sprachlichen Übersetzungsprobleme von kognitiven Unterschieden verursacht werden. Insbesondere die Wirklichkeitsvorstellungen spielen eine große Rolle in der Übersetzungsproblematik. Die Hypothese stimmt also fast; nur ‚allen‘ soll durch ‚die meisten‘ ersetzt werden.

Bibliographie

- Baker, M. (2011). *In Other Words. A coursebook on translation*. London: Routledge
- Berlin, B., Kay, P. (1969). *Basic Colour Terms. Their Universality and Evolution*. Oxford: University of California Press
- Boroditsky, L. (2010). Does the language we speak shape how we think? In: *The Economist: Debates*, <http://www.economist.com/debate/days/view/626>
- Boroditsky, L. (2011). How Language Shapes Thought. In: *Scientific American*, 62-65
- Boroditsky, L., Segel, E. (2011): Grammar in Art. <http://www.frontiersin.org>
- Brown, R., Lenneberg, E.H. (1954): A study in language and cognition. In: *The Journal of Abnormal and Social Psychology*, 454-462
- Evans, C.B. (1967). Wilhelm von Humboldts Sprachtheorie. Zum Gedächtnis seines 200. Geburtstages am 22. Juni. In: *The German Quarterly*, 509-517
- Kujamäki, P., Mauranen, A. (2004): *Translation Universals. Do they exist?* Amsterdam: John Benjamins Publishing Company
- Lucy, J.A. (1997): Linguistic Relativity. In: *Annual Review of Anthropology*, 291-312
- Sapir, E. (1929): The Status of Linguistics as a Science. In: *Language*, 207-214
- Sinclair, J. McH. (1987). Collocation: A Progress Report. In: *Language Topics: Essays in Honour of Michael Halliday*, 319-331
- Stolze, R. (2011): *Übersetzungstheorien. Eine Einführung*. Tübingen: Narr Verlag
- Whorf, B.L. (1940): Science and Linguistics. In: *Technology Review*, 229-231, 247-248
- Wierzbicka, A. (1996). *Semantics: Primes and Universals*. New York: Oxford University Press.

